

Isaias an seinem Throne. Dieses Gesicht erschüttert den Propheten so sehr, daß er sagt: „Wehe mir, ich bin unreiner Lippen!“ Gott ist heilig und will, daß wir auch heilig sind. Als Kain seinen Bruder erschlagen hatte, sagte er: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge“. Könnte man das nicht auch vom deutschen Volke sagen, das Millionen erschlagen hat? Ich denke dabei nicht nur an die Nazis, welche die teuflischen Verbrechen begangen haben: ich denke auch an uns, die wir vielfach unterlassen haben, was Menschenpflicht gewesen wäre. Die Synode der Evangelischen Kirche und der Hirtenbrief des katholischen Kardinal Preysing sprechen sich in dem Geiste aus. Wir müssen aber leider zugeben, daß diese Auffassung durchaus nicht vom ganzen deutschen Volke geteilt wird. Da hört man immer wieder solche Äußerungen: „Ja, die Oberen im deutschen Volke haben ja schwer gesündigt. Aber das deutsche Volk kann doch nichts dafür“. Jawohl, es kann dafür. Es hat bei dem freiesten Wahlrecht einen Diktator gewählt, der von Anfang an Judenhaß predigte. Wir haben, wo wir hätten reden sollen, geschwiegen und oft unterlassen, den Bedrängten zu helfen. Wenn wir die Verzeihung des großen Gottes haben wollen, so müssen wir ernsthaft mit uns ins Gericht gehen, wo wir gesündigt haben. Ich selbst muß mich in verschiedener Hinsicht als schuldig bekennen. Als die Juden weggeschafft wurden, fragte mich einmal eine jüdische Frau auf dem Bayrischen Platz in Berlin, ob ich ihr den Rucksack, den ich trug, verkaufen wollte. Ich habe ihr leider den Sack, den sie ja notwendiger als ich brauchte, nicht gegeben. Ich unterließ hier, was Menschenpflicht gewesen wäre, da ich an dem Besitz hing. Wir waren nicht leidensbereit genug. In der Novelle von Willy Bredel „Das Vermächtnis des Frontsoldaten“ berichtet der Verfasser, daß sich ein nicht-jüdisches Mädchen den Judenstern anlegt, um ihrem Protest gegen die Schandtaten Ausdruck zu geben. „Nur die sichtbare, mitreißende Tat hilft“, sagte sie. Es gibt viele, die sich unschuldig fühlen, weil sie nicht selbst gemordet haben. Sie haben aber mit gehaßt und sind daher schuldig, daß andere gemordet haben. Uns ziemt das Gebet des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor Dir und bin hinfert nicht mehr wert, daß ich Dein Sohn heiße“. Wir müssen die Not, die uns auferlegt ist, wie die Synode sagt, nicht „aufrechnen gegen das, was wir an den Juden getan haben“, sondern an den Tausenden übrig gebliebenen wieder gutmachen, was an Millionen gesündigt worden ist. So vorbereitet können wir beten: „Verwirf uns nicht von Deinem Angesichte“.

Marie Sturm.

7c) Briefwechsel mit einem Zweifler

Vorbemerkung: Wir veröffentlichen im Folgenden eine Korrespondenz, in der diesmal nicht einem Kritiker an unseren Bestrebungen geantwortet wird, sondern einem, der bei aller Sympathie für dieselben ihre Erfolgsaussichten bezweifelt. — Die Antwort an ihn bietet einem unserer Mitherausgeber Gelegenheit, öffentlich zu äußern, was er zugehört hat, seit er sich vor mehr als fünf Jahren erstmals eingehender zum Thema Kirche und Synagoge äußerte.

Chicago, den 24. 2. 1950.

Vielen Dank ... für die Zusendung einiger Probenummern Ihrer Rundbriefe. Mein Freund, Dr. Siegfried Thalheimer, und ich haben 1938 in der in Paris in deutscher Sprache erscheinenden Halbmonatsschrift ORDO (von der die New-Yorker Public Library ein vollständiges Exemplar besitzt ...) eine vom wissenschaftlich-politischen Standpunkte ausgehende Untersuchung der sogenannten Judenfrage unternommen. Seither hat meine Auffassung sich bestärkt, daß es sich hier um ein dialektisches Verhältnis handelt, in dem Juden und Christen ein Teil der Verantwortung zufällt. Wenn während der Hitlerzeit in Deutschland die Juden ausschließlich als der schuldige Teil hingestellt wurden, so scheint mir heute dort manchmal der entgegengesetzte Fehler gemacht zu werden, nämlich, daß man sie — wie die Juden selbst es oft tun — nur als Opfer betrachtet. Statt dessen sollte man eine völlig objektive Untersuchung der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Seiten des Verhältnisses der Juden zu den Nichtjuden von ältester historischer Zeit an vornehmen und daraus gewisse Schlüsse zu ziehen versuchen. Die „Deutsche Universitätszeitung“ hat hierzu einige nicht unwichtige Beiträge gebracht, wobei einem der jüdischen Gegenartikel,

wenn man ihn zum Gegenstande einer Betrachtung macht, nicht wenig Wert beikommen dürfte. Die dort diskutierte Frage der jüdischen Mission ist meines Erachtens ein Kernproblem — wenn auch vielleicht diese Mission wieder ihre soziologischen und ökonomischen Hintergründe hat — und ob angesichts der ebenfalls bestehenden christlichen Missionsidee eine tiefere Freundschaft zwischen den kämpferischen Vertretern beider Missionen bestehen kann, muß ich leider bezweifeln. Zweifellos aber kann durch nachbarliche Zusammenarbeit viel verhütet werden, was sich unter Umständen zu furchtbaren Katastrophen für alle Beteiligten auswirken kann. Und darum stehe ich auch Ihrem Unternehmen ... zustimmend gegenüber. Indem ich Ihnen und Ihren Freunden in Deutschland viel Glück wünsche, bin ich mit besten Grüßen Ihr sehr ergebener (gez.) Helmut Hirsch.

Lörrach, den 23. 3. 1950.

Sehr geehrter Herr Professor Hirsch, ... Auch ich glaube, daß das Kernproblem, wenn man das Verhältnis der Nichtjuden zu den Juden klären will, in der letzteren universalen Sendung bzw. also „Mission“ liegt, welcher die christliche zunächst dialektisch nur entgegenzustehen scheint.

Inzwischen neigen, wenn ich recht beobachte, immer mehr jüdische Autoritäten dazu, die während der ersten Jahrhunderte zweifellos detestierte christliche Mission unter den Heiden als eine Verlängerung derjenigen gelten zu lassen, die zur Zeit Jesu mindestens viele Israeliten selbst getrieben haben (welche sich dann eben konkurrenziert fühlten). Andererseits wächst die Zahl der Christen, die einsehen, daß sie jedenfalls in dem Sinne wie an die Heiden, die den Gott Abrahams noch gar nicht kennen, nicht so sehr eine Mission an Israel aus dem Neuen Testament herauszulesen haben, als vielmehr die Pflicht, dieses durch vorbildlich Gott wohlgefälligen Wandel „eifersüchtig zu machen“.

Das ist der Grund, warum ich glaube, daß eine „Freundschaft zwischen den kämpferischen Vertretern beider Missionen“ doch nicht so ganz ausgeschlossen ist.

Ich gehe dabei von der Erfahrung aus, welche ich an mir selbst gemacht habe. Seit Frühjahr 1933 war ich von der Überzeugung erfüllt, daß das Geschehen, dessen widerwillige Zeugen wir waren, etwas für die gegenseitigen Beziehungen zwischen Christen und Juden zu bedeuten habe. Ich suchte aber zunächst, angeregt übrigens durch den Ausspruch eines jüdischen Freundes um eben jene Zeit, diese Bedeutung in der Richtung, daß ich eine beschleunigte „Umkehr“ der jüdischen Menschen zu Jesus von Nazareth annahm. Ich wurde darin bestärkt durch das Wirken Johannes Oesterreichers in Wien, jetzt New-York, dessen Zeitschrift „Die Erfüllung“ mit den schärfsten geistigen Waffen gegen die Judenfeindschaft — *extra et intra muros ecclesiae* — ankämpfte und gleichzeitig für Jesus von Nazareth als den Messias Zeugnis ablegte, bis sie dann bei Hitlers Einmarsch in Wien 1938 ihr Erscheinen einstellen mußte. Im Sinne ihres Anliegens äußerte ich mich dann vor allem auch im Nachwort zu meinem Anfang 1945 erschienenen Buche „Kirche und Synagoge“, die ersten nachbiblischen Zeugnisse ihres Gegensatzes im Offenbarungsverständnis: Der Barnabas-Brief und der Dialog Justins des Märtyrers“.

Erst seither bin ich allmählich zu der Überzeugung gelangt, daß meine damaligen Anschauungen zu kurzschlüssig waren; ich hoffe, in nicht zu ferner Zeit das, was ich seither zugehört habe, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zusammenhängend entwickeln zu können. Einiges davon möchte ich doch schon jetzt und hier äußern:

Was ich heute an jenem „Nachwort“ zu „Kirche und Synagoge“ als entschieden verbesserungsbedürftig empfinde, das ist zunächst die seither von mir selbst nicht mehr so wie 1944 gesehene Konzeption, nicht des theologischen, sondern des mitmenschlich-soziologischen gegenseitigen Verhältnisses von Christen und Juden zueinander im deutschen und europäischen Bereich. Damals hatte ich zehn Jahre ausschließlich schweizerischer Erfahrung hinter mir. Ich war tief beeindruckt davon, wie es gelungen war, als einziges geschlossenes Siedlungsgebiet deutscher Zunge das der Eidgenossenschaft vor jedem erheblichen Einbruch eines eigentlichen, d. h. politisch-aggressiven,

naturrechtswidrigen ‚Antisemitismus‘ zu behüten. Ich war mir durchaus darüber klar, daß diese Behütung paradoxerweise zum guten Teil der ausgesprochenen Reserve des ‚Normal‘-Schweizers gegenüber dem jüdischen Menschen zu verdanken war: Weil nicht unverhältnismäßig viele Einzelne, die näherem Kontakt mit der überlegenen jüdischen Intellektualität nicht gewachsen gewesen wären und gegebenenfalls negativ darauf reagiert hätten, solchem Kontakt überhaupt ausgesetzt gewesen wären, gab es nicht genug sozialen Rekrutierungsraum für eine relevante antisemitische Bewegung.

Aus diesem Tatsachenzusammenhang meinte ich ein Rezept für die soziale Genesung Mitteleuropas ableiten zu können, wie mir ja damals überhaupt dessen ‚Verschweigerung‘ als eine Art ‚Retardierungskur‘ gegen Vermassung und Totalitarismus vorschwebte. Wie mir aber inzwischen fünf Jahre Nachkriegserfahrung in erweitertem Bereich Jakob Burckhardts Zweifel, ob in dieses Europa noch einmal konservierende Institutionen eingebaut werden könnten, zur negativen Gewißheit machten, daß dies nicht der Fall sein dürfte, so ist mir nun auch klar geworden, daß das ‚Schweizer Rezept‘ gegen den Antisemitismus (rechtliche Gleichberechtigung der Juden, verbunden mit ihrer weitgehenden sozialen Abkapselung) für das übrige Europa unbrauchbar ist, ja — wegen dessen unaufhaltsam fortschreitender Integrierung — auch für die Schweiz immer weniger brauchbar werden dürfte. Statt möglichst vielen Nichtjuden Reibungen mit Juden zu ersparen, müssen wir heute möglichst viele Nichtjuden zu positiver Kontaktnahme mit Juden erziehen. Führt schon diese ‚sozialtherapeutische‘ Einsicht mich an die Bewegung für christlich-jüdische Zusammenarbeit heran, so geschah diese Annäherung in noch viel grundsätzlicher bestimmter Art nun gerade vom theologisch vertieften Verständnis des jüdischen Daseins-Sinnes aus, wie es mir seither geschenkt wurde. Ohne nämlich im Geringsten darin irre zu werden, daß der Weg des Alten Bundesvolkes als zuletzt zur Anerkennung Jesu von Nazareth führender offenbart ist, bin ich durchaus entgegen meiner im Nachwort von 1944 zweifellos dialektisch überspitzt herausgekommenen Formulierung inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß ein jüdischer Mensch nicht nur als individuelle fromme

Einzelperson, sondern in gewisser Hinsicht auch und gerade „als Jude Gott wohlgefällig“ sein kann. Ich will damit sagen, daß jeder, der in irgend einem Sinne die Offenbarung des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs gläubig anerkennt, auch wenn ihn unüberwindliche Erkenntnisunfähigkeit (ignorantia invincibilis, wie es Pius IX. nennt) daran hindert, daraus alle tatsächlich darin liegenden Konsequenzen zu ziehen, Gott prinzipiell näher ist als jeder Offenbarungsfremde oder gar Offenbarungsleugner. Darüber hinaus, daß gerade für den Juden nach der gesamten biblischen Offenbarung von Gott aus Verheißungen unverbrüchlich gültig sind, kraft denen man annehmen darf, auch noch in seiner Christusferne stehe das jüdische Volk unter einer besonderen und besonders gnädigen Führung. (Einiges davon habe ich inzwischen in meinem Kommentar zum 9.—11. Kapitel des Römerbriefs ‚Das Mysterium Israels‘ und in meinem einschlägigen Katholikentagsreferat, aus welchem der Aufsatz in den „Frankfurter Heften“ 1949, 2 erwuchs, entwickelt; weiteres folgt in meinen sonstigen Bibelarbeiten und im Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk.)

Mit einem Wort: So sehr ich gewiß bin, daß gerade auch die Christen jüdischer Herkunft (deren Achtung 1933 in der evangelisch-lutherischen Konfessionsgemeinschaft, der ich damals angehörte, mich den letzten Schritt unter die Jurisdiktion des römischen Papstes zu tun trieb) unersetzliche und — Gott Lob! — immer wieder auftretende Bürgen für den Charakter des neutestamentlichen Gottesvolkes als „Kirche aus Juden und Heiden“ sind, so gewiß ist mir nun doch auch geworden: Wenn Gottes Gnade zuläßt, daß die Vollzahl des ‚Israel nach dem Fleisch‘ bis auf den jüngsten Tag aufbewahrt und dann mit dem ganz großen Erbarmen beschenkt wird, dann ist — gut paulinisch — ihr Erwählte sein nicht als ‚aufgehoben‘, sondern nur als in manchen seiner Auswirkungen suspendiert anzusehn („Hülle vor dem Verständnis des Alten Bundesbuches“ 2 Kor. 3, 14), trotzdem aber „der rechte Israelit“ (Joh. 1, 47) auch heute „nicht fern vom Königtum Gottes“ (Mark. 12, 34) ...

Karl Thieme.

8. RUNDSCHAU

8a) Das Maß ist voll

„Zur Geschichte des ewigen Juden“

Schulter an Schulter standen sie während der endlosen Stunden der ‚Strafappelle‘ im KZ: katholische Priester und Laien wie Hermann Joseph Schmitt und Joseph Joos, evangelische Pfarrer und Bekenner wie die aus Niemöller-Kreis, jüdische Rabbiner und auch ‚Liberale‘. Sie standen zusammen; manche starben zusammen, zum Teil füreinander: Prälat Lichtenberg und Professor Schmittmann, Pfarrer Schneider und Edith Stein — nicht zuletzt jene unbekannten frommen Ostjuden, die selbst für ihre Verfolger gebetet haben.

Und ehe noch fünf Jahre herum waren, seit der letzte Gasofenmassenmord endlich sein Ende nahm, — hat ein „christlicher“ Schulmeister es fertig gebracht, in ein Lesebuch für elf- bis zwölfjährige katholische Volksschüler Nordrhein-Westfalens eine „Geschichte des ewigen Juden“ hineinzuschmuggeln, worin die ohnehin nach dem Urteil christlicher Sachkenner mehr als fragwürdige nachmittelalterliche Gruselgeschichte von Ahasver im Stile der übelsten religiösen Kitschliteratur des 19. Jahrhunderts „mit anmutiger Ausführlichkeit und überfließender Salbung“ (!), d. h. mit einem Höchstmaß von jüdenfeindlicher Blutrünstigkeit, erzählt wird: Etwa: „Ahasverus sah mit boshafter Freude, wie die Anhänger dessen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartert wurden, und um seine Rache an ihnen auszulassen, bot er sich selbst an zum Henkersdienste. Und manches unschuldige Opfer wurde von seinem Henker erwürgt mit doppelter Qual...“ (Worauf er sich dann „bekehrt“, zum Islam abfällt, nochmals bekehrt, — aber für jene einzige Sünde des

verweigerten kleinen Liebesdienstes trotzdem noch bis ans jüngste Gericht weiter unter jenem „Fluche“ der Sterbensunfähigkeit verbleibt, den dieses widerchristlichste Machwerk schlecht getaufter heidnischer „Christen“-Phantasie Jesus in den Mund legt. Denselben Jesus, der Seine — Feuer vom Himmel auf die ungastlichen Samaritaner herabrufenden — Jünger traurig fragt, ob sie denn nicht wissen, welchen Geistes Kinder sie seien?!)

Jener Schulmeister mag die Geschichte zuerst in dem vor 1933 gebräuchlichen Lesebuch „Die Schatzkammer“ ebendesselben Schwann-Verlags gelesen haben, worin sie ohne ihre allerschlimmsten Auswüchse (wie den oben zitierten) enthalten ist. Er findet sie so schön, daß er sie mit diesen übelsten Partien — nachträglich dem vom Ministerium genehmigten Text des neuen Schwann-Lesebuchs für das 6. Schuljahr „Die sieben Ähren“ einfügt, sinnigerweise unter der Kapitelüberschrift „Einer trage das andern Last“. Ein gründlicher Mann. Weniger gründlich offenbar: der Herausgeber bzw. von Frau Minister Teusch bestellte Vorsitzende der neunköpfigen „Autoren-Gemeinschaft“ des Lesebuchs, der sich bei seiner Vernehmung am 13. Juni nicht mehr daran erinnern kann, „von welcher Persönlichkeit der Autorengemeinschaft der Vorschlag, das Lesestück aufzunehmen, ausgegangen war“, — welches, wohl gemerkt, bei der ministeriellen Genehmigung des Manuskripts am 20. Januar 1950 noch darin fehlte!

Und so schlug es einer vor: „Der ewige Jude“. Keiner von den acht anderen scheint protestiert zu haben, ebenso wenig jemand von den Mitarbeitern des Verlages